

Luise Boege  
*Der Optophonet*

Der größte mir bekannte Künstler ist der Optophonet. Ich habe dem Optophoneten einen senfgelben Schlafanzug geliehen, weil er Senfgelb gern hat und Flieder. Der Optophonet sitzt vor dem Fenster in meinem Arbeitszimmer, in der Hand ein streichholzsachtelgroßes Notizbuch, in Fingern ein winziger, silberner Kugelschreiber, mit dem er sich, in Ferne blickend, kleine Gedanken zu notieren pflegt. Der Optophonet schreibt Optophonetisches, geheim, für die Welt, für sich, und nachts, da baut er an einem Apparat, den er tags unter dem Sofa, auf welchem er schläft, versteckt hält. Für den Apparat benötigt er mein Telefon, das Telefon sei, sagt der Optophonet, speziell gut geeignet für Leute wie ihn, ein wichtiges Element der Optophonetik, er habe es also an einer geheimen Stelle in der Wohnung günstig, so drückt er sich aus, verschraubt. Vorher habe ich noch einmal mit meiner Mutter telefoniert, ich sagte ihr, dass ich keine Zeit hätte und zurückrufen würde, aber von einem Optophoneten in meinem Leben weiß sie nichts. Sie sagte, meine Stimme hätte einen eigenartigen Klang und ich vergaß später, mich zu melden.

An den Rest übrigens, behauptet der Optophonet, könne er sich nicht erinnern. Ich weiß nicht, was er damit meint, ich nehme an, eine Lücke, geheimnisvolle Lückenzeit. Der Optophonet trägt zwei Eheringe, und zwar einen an jedem Ringfinger, ich achte drauf, mir den Kopf zerbrechend, ob es Sitten gibt, was Ringe betrifft, speziell bei Optophoneten. Ich spreche es unauffällig an, als ich, mit einem Teller Keksen auf den Knien ihm gegenüber auf dem Fensterbrett im Arbeitszimmer Platz nehme. Der Optophonet lächelt stumm, zurück oder bloß ganz zufällig in meine Richtung, und nickt, ganz so als hätte ich etwas gesagt wie übers Wetter oder dass sich, zweifellos, über Geschmack nicht streiten ließe. Schlägt die Beine übereinander, die beiden zwei langen Beine des Optophoneten sind übrigens das Schönste an ihm, schlägt die Beine übereinander und wippt, das macht ihm Freude, versonnen wie ein Kind und vorgeblich schwerhörig, ja, geradezu taub. Ein ällicher Optophonet mit verzögerten Bewegungen und einem zitternden Krümel im Mundwinkel. Und hebt vom senfgelben Schlafanzug sich räuspernd ein silbernes Haar, das er behutsam auf dem Tellerrand ablegt. Ich reibe die Fußknöchel aneinander und senke den Blick, rücke Kekse zurecht auf dem Teller, im Augwinkel scharf selbst die kleinsten der Bewegungen des Optophoneten behaltend, silbern und flimmernd.

Da ist also der Optophonet. Ich habe ihn letzte Woche gefunden, da lag der ohnmächtig auf einer Grasfläche und mit allem, mit drüber Himmel und drunter Gras, Narzissen, roter Klee, drumherum Kreisverkehr. Auf seinem Kragen in Flieder putzte sich eine Fliege das Haupt. Ich wusste freilich da noch nicht, dass es sich um einen Optophoneten handelt. Das erzählt er mir später, als wir uns besser kennen, ohne dass man behaupten könnte, wir kennen uns gut. Vielleicht ein Student, oder ein Postbote, dacht ich mir da, einer, der nichts zu tun hat, der mitten am Tag an derart prominenter Stelle liegen darf und friedlich sein. Ich habe ihn angehoben und nach Hause getragen, ich bin ziemlich stark für ein Mädchen und der Optophonet ist ziemlich dünn für einen Optophoneten. Ich bot ihm mein Sofa als Schlafplatz an und stellte den Fernseher lautlos. Später, als er aus seiner Ohnmacht erwacht, gewöhnen wir uns aneinander.

Der Optophonet spricht in meinem Arbeitszimmer, ich reiche Kekse. In seiner Jugend, spricht der Optophonet, habe er geboxt, und das Optophonetische, spricht der Optophonet, sei wie das Boxen, und alles, und allesalles, und die Liebe, und die ganze Arbeit, und die Sprache, spricht der Optophonet, die Sprache nämlich sei alt, an den Rändern, ganz zart,

bricht das Alter ein. Und Marokko, brüllt der Optophonet, die Reisen, die Lichtspielhäuser und Orgien, eine Dame ging mit einer Hutnadel auf einen Dichter los, soll Cocteau gewesen sein, gibt leider keinerlei fotografische Aufnahmen, aber sicher irgendwo eine Kiste, auf einem Dachboden irgendwo, sicher, eine Kiste mit Briefen drin. Da, fällt dem Optophoneten ein, plötzlich, fiel ihm etwas plötzlich ein. Ich solle ihn erinnern. Dazwischen: nichts, das heißt, nichts, also eine kleine, eine klitzekleine, briefmarkengroße, kleine, weiße Stelle im Kopf. Wer weiß, wie man spricht, spricht der Optophonet, aber die Worte, spricht der Optophonet, lägen überall herum und seien gesperrt, weil wenn, dann, weil, und, oder, vielleicht, und so weiter, so was könne es gar nicht mehr geben, und das da nicht und das dann und das dazwischen und überhaupt. Und in Sesseln, spricht der Optophonet, und Brennesseln, Brennesseln, Brennesseln, Brennesseln, spricht der Optophonet, Lyrik, zum Beispiel. Und an den Rest, behauptet der Optophonet, könne er sich einfach nicht erinnern, einfach überhaupt nicht erinnern.

Er bekommt einen staubigen Hustenanfall, der andauert und von dem er behauptet, er rühre von den verdammten Keksen her. Ich fürchte, er könnte sterben, traue mich aber nicht, auf seinen Rücken zu klopfen, unser Verhältnis ist zwar höflich, aber distanziert. Einen Verlust könnte ich eventuell nicht verkraften, das hat vielerlei Gründe, die aufzuzählen mir leider die Zeit fehlt, und wohin mit einem toten Optophoneten, von dem ich nicht einmal den Namen kenne, ich weiß ja nicht, was zu tun wäre, was man auszufüllen hätte und wen man anrufen sollte.

Der Optophonet entschließt sich, erstmal nichts mehr zu essen, sei besser für ihn. Ich könne ja ruhig noch, aber nicht im Arbeitszimmer, bitte, wo wir nebeneinander auf dem Sofa sitzen und uns aneinander gewöhnen. Wir essen nicht und sehen fern, gemeinsam zwar, aber vorläufig weiterhin ohne Ton, weil der Optophonet fastet. Es ist das Jahr, wo in allen Filmen Unterwasserbilder vorkommen, Metaphern unserer Zeit, die in dunkle, tagelang dunkle, leere Zimmer pochen, in denen bloß ein seichter, einsamer, armer und gemalter Mensch sitzt, Bilder einer Unterwassergeneration, die man sieht als blaues Flimmern auf dem Pflaster. In der Nacht ist es, so entwerfe ich kühn in den Raum, das einzige Licht. Der Optophonet zeigt sich nicht ausdrücklich beeindruckt. Ein Mann mit grauen Schläfen trifft sich zum Dinner vor einem Aquarium mit seiner ihm fremden Frau. Damen im Hallenbad, die sich, in einer blauen Stunde gemächlich auftauchend, Fragen fragen, wie, ob es denn besser sei, zu lieben oder doch geliebt zu werden. Das Paradies ist nass und voller Fische. Zwischen mir und dem Optophoneten bleibt eine leere Stelle auf dem Sofa, eine Handbreite, die ich einhalte, da ich ja eine Berührung mit dem Optophoneten gestreng vermeide, es ist so speziell bei uns und ich denke heimlich und für mich, so was sollte sowieso im Stehen, übermannt und unlauter vonstatten gehen, so was. Ich hebe den Saft hoch und frage in Richtung des Unterwasserbildes: noch?

Früh geh ich zu Bett, friere, verharre auf dem Weg zwischen Bad und Schlafkammer im Flur, hoffe, aus dem Arbeitszimmer etwas zu hören, ein Telefonat, einen Maschinenlärm oder ein Gebet. Treffe den Optophoneten unerwartet nachts an in der Küche, wo er sich mehrere Liter Wasser abfüllt in große Kanister.

Der Optophonet weckt mich durch sanftes Rütteln meiner Schulter, es habe an der Tür geklingelt. Wie ich da im Bett sitze, im Nachthemd und starr und klamm von der Nacht, und der Optophonet am Bettrand, senfgelb und Gesicht im Schatten, da find ich das im Nachhinein doch einen sehr intimen Moment, den ich einfach verstreichen lasse, obwohl der Optophonet in meine Schlafkammer eingedrungen ist und ja, mich sogar berührt hat und wie soll man das anders deuten als ein Zeichen der Zuneigung, und das Klingeln an der Tür als einen ganz fadenscheinigen Vorwand. Ich kämme also notdürftig mit Fingern mein Haar, leite höfliche Fragen ein, ob ihm auch so kalt gewesen sei in der Nacht und so weiter, da klingelt es tatsächlich, kurz einmal, einmal länger, klingelt einmal laut und schrill und sehr gut zu hören, mit sich selbst verstärkendem Echo danach in der knisternden, ja ganz platt

knisternden Stille. Ich solle hingehen, flüstert der Optophonet, hektisch, fleckig, mit den Fingerspitzen senfgelbes Frottee zwirbelnd, er würde hier in der Schlafkammer bleiben, sich verstecken, vielleicht die Tür verriegeln, auf jeden Fall solle ich mir keine Gedanken machen, es sei nichts Schlimmes, sicher sei es nichts Schlimmes. Sein rechtes Lid zuckt, fahrig, ganz fahrig, und enorm ergriffen nimmt er meine Hand in seine beiden trockenen Optophonetenhände und drückt sie.

Ich öffne im Nachthemd und barfuß die Wohnungstür und blicke mit einem meiner Augen über die Türkette hinweg in das eine Auge einer griesgrämigen Frau. Ja, bittesehr, hör ich mich sprechen, da schiebt die griesgrämige Frau ihr Bein in die Tür und ihren Fuß in den Flur. Vielleicht, sagt die griesgrämige Frau, vielleicht machen Sie bei unserer Umfrage mit, vielleicht darf ich einfach mal reinkommen? Ja, bitte sehr, und, wiebitte, hauch ich. Den Fuß in der Türe behaltend, bückt sich die griesgrämige Frau und kramt und schiebt ein Klemmbrett durch den Türspalt. Ein lauterer Unterfangen, erläutert sie. Um was geht es denn, frag ich, sie fällt mir ins Wort, unabsichtlich, kurz ein rhythmisches An- und Absetzen, eine Atemsymphonie, also, sagt sie, öffnen Sie mir die Tür? Als sie im Flur steht, frag ich was, man muss ja was fragen, also, verlegen, wie ist das Wetter, frag ich sie, und gleichzeitig sagt sie, in dem Gewand können Sie bei einem solchen Wetter aber nicht vor die Tür. Wo denn das Wohnzimmer sei. Ich deute mit dem Finger auf die angelehnte Tür des Arbeitszimmers, durch die ein bläuliches, stummes, ganz kaltes Licht dringt. Wir setzen uns also auf den Schlafplatz des Optophoneten und ich folge dem Blick der griesgrämigen Frau und sehe: den vors Fenster gerückten Stuhl und auf dem Boden daneben der klitzekleine, silberne Stift, der leere Saft, das Kopfkissen des Optophoneten, der Fernseher. Ein Taucher liebt angeblich ein blasses Mädchen, das auf seine Nierentransplantation wartet, erkläre ich der griesgrämigen Frau, das ist der Vater des Mädchens. Ich habe den Film schon einmal gesehen. Unterwassermetaphorik, sagt sie, Bilder einer Unterwassergeneration und nickt, griesgrämig befriedigt. Ich greife heimlich das streichholzschachtelgroße Notizbuch des Optophoneten auf dem Sofa, es passt genau in meine Handfläche. Können Sie den Ton lauter machen, fragt die griesgrämige Frau, und, was halten Sie da in ihrer Hand umklammert?

Telefonnummer? Fragt die griesgrämige Frau. Ich schüttele den Kopf. Es hat keinen Sinn, ich bin ungeeignet für ihre Umfrage, ich habe nichts zu verbergen, sag ich, und kein Telefon, und es tut mir leid. Fünf, erklärt die griesgrämige Frau, fünf heißt, trifft immer zu, vier, trifft häufig zu, drei regelmäßig, zwei selten, eins nie. Besuchen Sie Lesungen im Foyer der Sparkasse? Fünf, sage ich. Also immer, sagt sie griesgrämige Frau. Nein, sag ich, noch nie, doch die eins. Die Omis, sagt die griesgrämige Frau, machen das auch immer falsch. Was finden Sie wichtiger, zu lieben oder geliebt zu werden, fünf: zu lieben, vier: eher zu lieben als geliebt zu werden, drei: lieben und geliebt werden ist gleichermaßen wichtig für mich, zwei: eher geliebt werden als. Bitte, sag ich, Sie sehen doch, ich bin doch noch im Nachthemd. Da seufzt sie schwer, lässt das Klemmbrett von ihren Knien rutschen und sagt, ich bin ja auch bloß ein Mensch, Kulturredakteur, und hab mir das auch anders vorgestellt, wissen Sie, diese Umfragen, und ein Kollege, er, der hatte einen Nervenzusammenbruch und seitdem. Sie macht eine vage Handbewegung. Wen meinen Sie, könnte ich fragen, wen, oder, was, oder, wovon um alles in der Welt reden Sie, oder, die Kulturredakteure und alle anderen Dinge dieser Welt berühren mich kaum. Stattdessen hebe ich den leeren Saft hoch und frage: Saft? Da geht die griesgrämige Frau ohne ein weiteres Wort über Lücke und Rest, die ist ganz knallhart so wie im echten Leben und knallt die Tür ins Schloss, dann ist es still.

Ich frag den Optophoneten nicht, warum der einfach mitten in der Stadt in einem Kreisverkehr, also, ob er ein Kulturredakteur mit Krisen und Ohnmacht, und in dieser Zeit, also er. Nein, ich frag nicht. Das fliederfarbene Hemd ist gereinigt, edel glänzt es im Fernsehlicht. Nach dem optophonetischen Apparat erkundige ich mich, und da, mit flackernden Augen, sagt der Optophonet, er hielte bald einen Vortrag im Foyer der Sparkasse, und ob ich für ihn gehen und in der Telefonzelle einige Telefonate erledigen könnte. Er reicht mir eine Hand voll Münzen.

Ich sollte ihn da doch, sagt der Optophonet, an was erinnern, und ich erinnere ihn daran, dass ihm plötzlich so was eingefallen war, woran ich ihn habe erinnern sollen. Eine Art Lücke. Ach ja, sagt der Optophonet, jetzt fiel es ihm wieder ein, und da erzählt er diese Geschichte, das Schlüsselerlebnis, wie er sagt, seines Lebens, nämlich, wie er einmal auf einem großen Platz in Palermo bei Sonnenaufgang ein Schwein habe verenden sehen, wodurch er zum Mensch geworden sei, und dass man sich nicht einbilden dürfe, ein Mensch zu sein, bevor man nicht ein Schwein oder wenigstens einen Hund habe verenden sehen, auf einem großen Platz, bei Sonnenaufgang. Ich warte ab, aber mehr kommt nicht. Der Optophonet bleibt still, still starrt er auf den Bildschirm. Im Fernseher läuft ein Film über Delfine, die in Kriegen als Spione eingesetzt werden, die Delfine klicken und grinsen und kennen alle Tricks. Die Augen des Optophoneten weiten sich, dann zuckt sein linkes Lid und zuckt weiter und er zwinkert, um das Zucken wegzubekommen, sein Auge öffnet und schließt und öffnet und schließt sich. Ich fühle die Münzen in meiner Hand, räuspere mich und sage, ich geh dann mal zur Telefonzelle, und, das im Foyer der Sparkasse wird bestimmt großartig. Und das Auge öffnet und schließt sich und öffnet und schließt und öffnet sich. Ich geh dann mal, sag ich nochmal und hoffe, dass der Optophonet, der größte mir bekannte Künstler, mich zurückhält, um noch etwas zu sprechen, aber es bleibt ganz still, bis auf das Geräusch der Delfine im Fernsehen.